

KATJA LUCKER

Wie Popkultur wirkt und welche Strömungen derzeit auszumachen sind¹

Das Selbstverständnis der populären Kultur

Populäre Kultur – was genau ist das eigentlich, was bewirkt sie? Und wie verhält sich die populäre zur anderen (nichtpopulären?) Kultur? Das sind ein paar nicht ganz unwichtige Fragen in unserer Zeit. Der französische Philosoph Didier Eribon hat dazu in seinem Buch »Gesellschaft als Urteil« Entscheidendes geschrieben, das zwar nicht ganz einfach zu verstehen ist, mir aber sehr wichtig erscheint. Er unterscheidet zwischen zwei Bedeutungen des Wortes *Kultur*:

»Im ethnografischen Sinn ist es völlig richtig, von einer populären Kultur zu sprechen. Begreift man die soziale Struktur aber als ein System funktionaler Gegensätze, dann findet sich die populäre gegenüber der (an den Universitäten gelehrt) legitimen Kultur jederzeit in einer untergeordneten Position. In dieser hierarchischen Struktur kann es eine positiv definierte populäre Kultur gar nicht geben, beziehungsweise sie ist genau das, wodurch die unteren Schichten auf ihren untergeordneten Rang verwiesen werden.« (Eribon 2017: 234)

Anders ausgedrückt: Popkultur ist aus Sicht der Hochkultur nichts wert, weil sie eine Kultur der Ungebildeten ist. Vielleicht nicht schlecht, das im Hinterkopf zu behalten. Und damit zum eigentlichen Anfang meiner Überlegungen.

Die Arbeit des Musicboards im nationalen und internationalen Kontext

Im Januar 2013 wurde das *Musicboard Berlin* ins Leben gerufen, mit mir als Geschäftsführerin. Das *Musicboard* ist eine landeseigene GmbH, eingerichtet als Fördereinrichtung des Landes Berlin mit dem neuartigen Ansatz, die Popkultur zu fördern.

¹ Grundlage dieses Beitrages ist der am 16. Juni 2017 auf dem 9. Kulturpolitischen Bundeskongress »Welt. Kultur. Politik. Kulturpolitik und Globalisierung« gehaltene Vortrag im Forum 9 »Popkultur – Softpower im globalen Kulturmarkt?«

Während meiner Arbeit als Geschäftsführerin sind mir ganz unterschiedliche Kräfte der Popkultur, positive wie negative, untergekommen. Ich möchte im Verlauf des folgenden Textes darauf eingehen, welche Strömungen in der Popkultur uns gerade beschäftigen und was sich vielleicht im Vergleich zu den letzten 20 Jahren verändert hat.

Das *Musicboard* ist von Anfang an angetreten, der Popkultur zu einem Stellenwert zu verhelfen, den wir als richtig und wichtig für unsere Zeit erachten, den sie aber bisher oft noch nicht einnimmt. Um mit Eribon zu sprechen: Die Popkultur befindet sich »in einer untergeordneten Position« im Vergleich zur sogenannten Hochkultur. Das *Musicboard* will daran etwas ändern. Wir zeigen, wie vielfältig, künstlerisch hochwertig und zukunftsorientiert die Popmusik sich mit ihren verschiedenen Strömungen – von elektronischer Musik und allen popkulturellen Musikströmungen bis hin zur Annäherung an Klassik, Neuer Musik und Jazz – entwickelt hat. Wir sind mit unserem Einsatz für die Popmusik nicht von Anfang an auf offene Ohren gestoßen, nach wie vor müssen wir dem Vorurteil entgegen-treten, dass Popmusik doch in erster Linie Mainstream ist und also am Markt ökonomisch eigenständig und durchaus ohne Förderung zurecht kommen könne.

Oft ist das Argument zu hören, man würde den anderen, wirklich prekär lebenden Künstler*innen, das dringend benötigte Geld wegnehmen. Das sind Verteilungskämpfe, die ein Jahrzehnte altes Prinzip der E- und U-Kultur hervorgebracht hat, also die Unterscheidung zwischen *Ernster* und *Unterhaltender* Musik: Die Akteur*innen werden untereinander ausgespielt. Zu merken ist das an unterschiedlichen *Gema*-Berechnungen für U- und E-Musiker*innen, an der allgemeinen Bezahlung und an Stipendien, die nur der Hochkultur zugestanden werden. Natürlich entfalten Musiker*innen wie Helene Fischer oder Rammstein eine größere ökonomische Wirkung, hier hat Förderung meiner Ansicht nach auch wirklich nichts zu suchen.

Als *Musicboard*-Verantwortliche war mir von Anfang an wichtig, dass Stipendien und Auslandsresidenzen genauso an Popkünstler*innen vergeben werden müssen wie an Künstler*innen aus der klassischen Musik oder Literatur. Das ist natürlich nichts anderes als die Aufhebung der Unterscheidung von U- und E-Musik. Die Reaktionen aus kulturpolitischen Kreisen waren am Anfang skeptisch bis verhalten ablehnend. Angenommen wurde, das ein/e Popkünstler*in einfach nicht gut genug, nicht reif genug, eigentlich nicht so richtig wert sei, in den Genuss eines Stipendiums oder gar einer Auslandsresidenz zu kommen. Unsere Erfahrung damit ist aber eine ganz andere. Etwa 350–400 Musiker*innen bewerben sich jedes Jahr bei uns und unterziehen sich einem Juryvotum, rund 20 bekommen am Ende ein Inlands-oder Auslandsstipendium. Sie können also in Berlin an Songs, an einer neuen Platte arbeiten oder sich auf den Weg ins Ausland in eine unserer Residenzen begeben, um dort zu arbeiten und in den Austausch mit Musiker*innen vor Ort zu gehen. Die Musiker*innen verbringen von vier Wochen bis hin zu drei Monate in den Residenzen. Genau wie bei Künstler*innen aus anderen Teilen der Kultur kommen dabei ungeahnte Ergebnisse heraus,

die spannendsten und am stärksten inspirierenden Ergebnisse und Erlebnisberichte erhalten wir dabei aus Städten wie Teheran und Detroit.

Die Sprache der Musik, die Einigung auf gemeinsame Beats, Töne und Ästheten baut sehr schnell Brücken auf und sorgt dafür, dass Austausch wirklich im Miteinander entsteht. Umgebungen wie Detroit verleiten dazu, politische Themen wie Stadtentwicklung oder Alltagsrassismus mit in die Arbeit einfließen zu lassen. Gerade Länder wie der Iran oder auch Städte im Umbruch wie Detroit fordern von den Resident*innen ein hohes Maß an Organisation und Kommunikationswillen mit den manchmal widrigen Gegebenheiten vor Ort. Genau dann entsteht oft etwas Besonderes. Wenn die Musiker*innen zurückkommen und berichten, was sie erlebten, mit wem sie vor Ort in künstlerischen Austausch traten. Neben dem Glück, für kurze Zeit Teil einer anderen Kultur gewesen zu sein, beantwortet sich die Frage nach der Sinnhaftigkeit der Residenzen damit von selbst.

Natürlich gibt es bei diesem Austausch auch schwierige Felder. Ich nehme manchmal auf Seiten kultureller Akteur*innen, weniger auf Seiten kulturpolitischer Entscheider*innen, eine neue Tendenz wahr, sich aus dem Kulturaustausch zurückzuziehen, wenn es beispielsweise um Länder wie die Türkei geht. Die aktuelle politische Entwicklung dort schreckt ab. Ich halte das aber für einen großen Fehler. Gerade jetzt sollten Künstler*innen Länder wie die Türkei durch Besuche und *Empowerment* unterstützen, sich ein Bild vor Ort machen, sich inspirieren lassen. Eine kulturelle Ausgrenzung und Isolation hätte langfristig verheerende Folgen für bereits aufgebaute Verbindungen und sendete auch das falsche Signal.

Wenn wir aber davon ausgehen, dass wir in naher Zukunft nicht mehr ganz so selbstverständlich Kulturaustausch mit allen Ländern der Welt betreiben können, müssen wir uns natürlich fragen, wie die Kulturpolitik sich hier in Zukunft positionieren will.

Offene Szenen und Toleranz

Toleranz all denen gegenüber, die sich für ein queeres Leben, ein Leben in *LGBT-Szenen* entschieden haben, ist in der Popkultur schon lange präsenter als anderswo in der Gesellschaft und auch mit größerer Selbstverständlichkeit akzeptiert als dort. Das gleiche gilt für den Austausch unterschiedlicher Kulturen, der in der Popkultur gang und gäbe ist. Die Popkultur scheint sich dabei übrigens aktuellen Entwicklungen zu widersetzen: Neoliberalismus, Ich-AG, Protektionismus, Brexit, Xenophobie: Die große Erzählung der jüngeren Menschheitsgeschichte ist in den letzten Jahrzehnten eher eine des Auseinanderbrechens denn des Zusammenwachsens gewesen. In der Kultur- und Musikszene gibt es aber den Gegentrend von unten: Kollektive und *DIY-Netzwerke* stehen für neue musikalische Entwicklungen, für den gegenseitigen Austausch und die Unterstützung von Künstler*innen und für größtmögliche Unabhängigkeit von Marktmechanismen.

Musiker*innen wie Ziúr, die bewusst in Interviews weder über ihr Geschlecht noch ihre Herkunft sprechen, engagieren sich in Kollektiven, wie dem *Sister-Kol-*

lektiv, einem Netzwerk weiblicher und *non-binary* Produzent*innen wie Kablam, Born in Flamez oder Juliana Huxtable. *Discwoman* aus den USA ist ein weiteres großes Netzwerk, das sich positiv um die gegenseitige Potentialentwicklung kümmert und unterstützt. Diese Szenen und Kollektive agieren national und international, laden sich gegenseitig zu *Gigs* ein und stellen nebenbei wie selbstverständlich zukunftsweisende Trends vor, im Netz, auf Konzerten, in Mode und Lebensstil.

Dieses Phänomen ist deshalb so interessant, weil es entgegen aller Unkenrufe, dass in der popmusikalischen Welt nichts Neues mehr entstünde, Hoffnung schürt. Das Neue hier ist allerdings nicht maßgeschneidert für die Verwertungsmaschine Musikindustrie gemacht. Die alten Formen der tradierten Musikindustrie sind dagegen im Begriff, sich mehr und mehr auf massenkompatible, also gut verkaufbare, massengeschmacksverträgliche, verwertbare *Produkte* zu beschränken. Ich verabscheue dieses Wort, erfunden in der alten Welt der Musikindustrie. Von Künstler*innen als *Produkt* zu sprechen, entsprach und entspricht leider immer noch einem großen Teil der Branche, wenn sie über die sprechen, mit denen sie ihr Geld verdienen.

Avantgarde und Kritik

Die aktuelle Popkultur ist oftmals politischer und avantgardistischer als vermutet wird.

Künstler*innen wie Evvol oder auch Andreas Spechtl, der im Winter 2016 eine *Musicboard* Residenz in Teheran verbrachte, nehmen in ihren aktuellen Werken durchaus Bezug auf die politischen Verhältnisse sowohl in Deutschland als auch global.

Die positive Kraft von Auftragswerken, den sogenannten *commissioned works*, die das vom *Musicboard* organisierte und kuratierte Festival Pop-Kultur erstmals in 2017 vergeben konnte, zeigt zum Beispiel die Arbeit des Duos Evvol.

In Ihrer Arbeit »Human Resonance« beschäftigen sich Evvol kritisch mit dem Thema Flucht und Vertreibung und damit, was es für das Individuum bedeutet, seine Heimat zu verlieren, zum Spielball bürokratischer Hürden und Erfordernisse zu werden und haltlos durch eine fremde Welt getrieben zu werden. Intensiv haben Evvol diese Thematik lyrisch, musikalisch und visuell umgesetzt, mit einem Konzept, in dem sich die Besucher*innen inmitten des Geschehens zu befinden scheinen.

Ein anderes Thema: die »#MeToo-Aktion« zeigt, wie Machtmissbrauch sich gerade in kulturellen hierarchischen Strukturen, wie Theatern, Film und Musikbranche seine Wege gesucht und gefunden hat. Auch das spiegelt sich in vielen Netzwerken wider, die sich mit diesen alten Strukturen nicht mehr abfinden wollen. Hier geht es darum, Feminismus auch in der Kultur selbstverständlich zu leben und Gleichberechtigung einzufordern. Deshalb arbeitet das *Musicboard* auch mit Quoten. Das ist sehr wirksam.

Prekäre Verhältnisse von Künstler*innen haben sicherlich auch ihren Teil dazu beigetragen, dass Sexismus und Machtmissbrauch aus Angst vor Jobverlust, Ausgrenzung und Ablehnung nicht immer direkt angezeigt werden. Das ist natürlich absolut unhaltbar. Letztlich haben aber digitale Verbreitungsformen dazu beigetragen, Machtmissbrauch auf die Schliche zu kommen.

Boykotte und Hetze im Netz

Das *Musicboard* veranstaltet seit 2015 einmal jährlich das popkulturelle, diverse, nationale, als auch stark international geprägte Festival Pop-Kultur.

Um die 10 000 Besucher*innen lassen sich an drei Tagen auf ungewöhnliche Fragestellungen in *Talks* ein, wie »Pop und Behinderung«, »Pop und Depressionen«, »Pop und Religion«. Konzerte, Auftragsarbeiten, Filme und Lesungen werden gezeigt.

Das Festival hat tatsächlich eine große Kraft entfaltet, da wir als Macher*innen die Konzeption der drei Tage immer aus der Sicht der Künstler*innen selbst betrachten.

Wir machen also nicht, wie manche es von uns erwarteten, das zigste *Branchen-event* mit thematisch ökonomisch ausgerichteten Panels und sogenannten *Showcases*. Im Gegenteil, es war uns von Anfang an wichtig, die große künstlerische Qualität popkultureller Strömungen zu zeigen und Musiker*innen zu fragen, was sie wollen, anstatt den Plattenfirmenchef, die Musikagentin oder Managerin.

Wir sind damit zu einem sehr diversen Popfestival geworden, das über 50 Prozent Beteiligung von Frauen am Programm hat und queere Künstler*innen und *people of colour* selbstverständlich integriert. Ich betone das hier, weil wir damit immer noch eine Ausnahme bilden und es auch im Jahr 2017 eben gar kein Selbstverständnis ist, Festivals so zusammenzustellen. Ich würde mir an dieser Stelle natürlich Selbstverständnis wünschen, aber wie ich immer gerne sage: »Zählen hilft!« – und die Zahlen sprechen eben eine klare Sprache, wenn es darum geht, wer die *Keynotes* hält, wer auf der Bühne steht, wer in leitenden Positionen ist.

Der Pop-Kultur Pressespiegel gibt genau die Wirkungsmacht wider, die man mit solch einer bewusst diversen und eben auch politischen Themensetzung in der popkulturellen Landschaft und Kulturrezeption entfalten kann.

Mit rund 700 Meldungen, Reviews, Interviews und sonstigen Berichten im Bereich Fernsehen, Radio, Print und Online sowie *Video Channels* gab es mehr Medienecho als in den Vorjahren. Das ist natürlich für solch ein Festival ein schöner Erfolg, hat aber auch einen teilweise verheerenden Hintergrund, ich zitiere aus dem Vorwort unseres Programmbuchs:

»In Zeiten von globalem Isolationismus, von erstarkenden autoritären Bewegungen, *Fake-News* und Co, setzen wir auf das genaue Gegenteil: Kollektive, Narrative, Partizipation! Für die diesjährige (August 2017) Ausgabe des Festivals Pop-Kultur haben wir so viele aufregende nationale und internationale Künstler*innen eingeladen wie noch nie. Erstmals können wir zudem eine Vielzahl von Eigenproduktionen präsentieren. Ob Electropop-Oper zum Leben in der Fremde, gemein-

same Konzerte von Mensch und Roboter oder das Wiederauferstehen eines ganzen Clubs. Gleichzeitig wurden zahlreiche Berliner Kollektive, die die Musiklandschaft dieser Stadt wesentlich prägen, involviert. Und neben ihnen treten *Acts* aus Ägypten, Israel, Russland, Syrien, der Türkei und vielen anderen Ländern auf. Es ist also alles etwas mehr als nur ein bisschen Spaß in ernsten Zeiten ...

Neugierig und feministisch, kontrovers und offen, ambitioniert und unterhaltsam – das soll Pop-Kultur 2017 sein.«

Man könnte an dieser Stelle auch sagen, das *sollte* Pop-Kultur sein, denn es kam dann alles etwas anders als es das Vorwort zu unserer diesjährigen Ausgabe beschreibt:

Die dritte Ausgabe von Pop-Kultur war auf einmal von hoher politischer Relevanz – aber anders als von uns gewünscht. Uns erreichte die Weltpolitik und zwar in Form pro-palästinensischer, antiisraelischer *BDS*-Aktivist*innen (*Boycott, Divestment, Sanctions*). Diese versuchten, einen Boykott des gesamten Festivals zu erreichen, weil Pop-Kultur mit der Kulturabteilung der israelischen Botschaft zusammengearbeitet hatte (es ging dabei um einen Reisekostenzuschuss von 500 (fünfhundert) Euro für eine israelische Künstlerin, die bei Pop-Kultur auftrat).

Da standen wir nun mit unseren hehren Ideen des Austausches, unseren Worten im Vorwort, bevor *BDS* uns ausgesucht hatte, um sich an uns mit ihren absolut fragwürdigen und Israel negierenden Methoden abzuarbeiten. Die ersten Künstler*innen vor allem aus dem arabischen Raum fragten uns daraufhin, was denn an den Mails der *BDS*´ler wahr sei.

Zum Hintergrund: *BDS* schrieb über falsche Mail-Adressen alle an Pop-Kultur Beteiligten an und rief dazu auf, nicht bei uns aufzutreten, da die israelische Botschaft Sponsor und Mitorganisator von Pop-Kultur sei. Gegen diese Lüge wehrten wir uns mithilfe eines Anwalts, die Falschinformation musste von der *BDS*-Seite genommen werden. Berlins Bürgermeister und Kultursenator Dr. Klaus Lederer bekam diese Mail als Eröffnungsredner und Geldgeber des Festivals auch und wurde zum Boykott aufgerufen.

Er äußerte sich als erster politischer Vertreter sehr schnell und sehr eindeutig und beschrieb dieses *BDS* Vorgehen als »widerlich«.

Die Geschichte rund um den Boykott wurde sofort von den Medien aufgegriffen, in sehr vernünftiger und gut recherchierter Form, wie man betonen muss. Nun kamen die Künstler*innen aus dem arabischen Raum bei ihren Leuten und Kolleg*innen in den Verdacht, sozusagen *unter israelischer Flagge* zu spielen. Man berichtete uns von erheblichem Druck aus den eigenen Ländern, keinesfalls teilzunehmen, Repressalien und Auftrittverbote in den Heimatländern wurden angedroht.

»Ausländerbehörde« – das war der Titel eines Auftragswerkes für Pop-Kultur, dass wir sehr gerne von Abu Hajar und Jemek Jemowit am 24. August 2017 während Pop-Kultur gesehen hätten. Abu Hajar ist Aktivist und Kopf der syrischen Gruppe »Mazzaj Rap Band«, die sich wie so viele gegen Assads Regime gewendet hatte und der dann aus seinem Heimatland nach Deutschland floh. Jemek Jemowit ist ein polnischer Konzept- und Protestkünstler, der von Punk über Rap schon

alles ausprobiert hat und mit drei Jahren nach Deutschland kam. Beide, Abu Hajar und Jemek Jemowit, hatten voneinander gehört und wollten miteinander arbeiten, gemeinsam ein neues Werk schaffen, mit Premiere bei Pop-Kultur 2017. Der Titel »Ausländerbehörde« war von den beiden unfreiwilligen Migranten schnell gefunden.

Als Abu Hajar hörte, dass das Logo der Israelischen Botschaft auf unserer Website zu finden war und wir natürlich nicht gewillt waren, dieses herunterzunehmen, sagte er die Zusammenarbeit mit Jemowit ab und begann, in den sozialen Medien Stellung gegen das Festival zu beziehen und Pop-Kultur zu boykottieren. Sieben weitere Künstler*innen sollten ihm folgen (insgesamt bestand Pop-Kultur 2017 aber aus über 120 Programmpunkten).

Trotzdem bedeutet dieser Boykott, wie es ihn bisher auf keinem deutschen Musik- und Kulturfestival gegeben hat, doch einiges für die Welt, in der wir uns als Kulturakteur*innen gerade bewegen. Ich gehe nicht davon aus, dass es in Zukunft ruhiger werden wird, was Boykotte, Aufrufe und Hetze in den sozialen Medien anbelangt. Im Gegenteil, das könnte der Auftakt für ähnliche Aktionen in Deutschland gewesen sein, sozusagen ein Test. Auch international gehen die Boykott-Aufrufe weiter, immer wenn Musiker*innen, wie kürzlich Nick Cave, ankündigen, in Israel zu spielen, wird vom BDS zum Boykott gegen diese Künstler*innen aufgerufen und zum Beispiel Flugblätter vor ihren Konzerten verteilt.

Die Presse ist voll von Berichten zu dieser Thematik. Dennoch ist es wichtig zu betonen, dass Boykotte dieser Art niemals die Oberhand gewinnen dürfen. Natürlich ist es legitim, Kritik zum Beispiel gegenüber politischen Regimen zu äußern. Nicht legitim aber ist es, Künstler*innen unter Druck zu setzen, mit Boykott zu bedrohen, den kulturellen Austausch zu verhindern. Wenn Kulturmacher*innen und Künstler*innen über alle Grenzen hinweg aufhören, miteinander ins Gespräch, in Austausch und Kooperation zu kommen, bewegen wir uns in Isolation und Stillstand. Dadurch wird langfristig zerstört, was die Öffnung der Grenzen, was digitale Möglichkeiten und Zusammenarbeit in den letzten Jahren hervorgebracht haben.

Der Mitgründer des BDS, der übrigens in Tel Aviv Philosophie studiert hat, Omar Barghouti, ein Elektroingenieur mit jordanischem Pass, gab auch die Parole aus, in Deutschland etwas moderater aufzutreten, denn die Deutschen würden ja noch ihre alten Holocaust Schuldgefühle mit sich herum tragen, was die Arbeit für den BDS hier etwas erschweren würde. Nichtsdestotrotz brüllten BDS'ler in diesem Jahr bei einer Veranstaltung in der Humboldtuniversität eine angereiste Holocaust Überlebende nieder. Ich kann das alles nicht fassen.

Zwischenzeitlich wollten mich Kulturmacher*innen davon überzeugen, doch einfach das Logo der Israelischen Botschaft von der Webseite zu nehmen, dann wäre doch alles wieder im Lot und man könne teilnehmen.

Mehr denn je setzen wir bei Pop-Kultur den Fokus auf Dialog und Auseinandersetzung, Diversität, Feminismus und DIY Strukturen. Dass unsere Offenheit und Bereitschaft zur Auseinandersetzung nun bei einigen Künstler*innen das

genaue Gegenteil bewirkte, unter anderem angeführt von einer doch mehr als zweifelhaften Organisation, ist doch sehr erschütternd.

Wie sehr muss man als Künstler*in die Augen verschließen, damit man aus Europa stammend wie Law Holt, Young Fathers und ORANSSI PAZUZU einem fragwürdigen Boykott folgt?

Boykott bedeutet schließlich das Gegenteil von Austausch!

Ich sage aber auch, dass ich mir aus meiner privilegierten Position heraus nicht anmaße, zu beurteilen, ob Künstler*innen oder ihre Familienangehörigen Repressalien in ihren Herkunftsländern ausgesetzt sind und deshalb nicht bei uns spielen konnten. In den sozialen Medien wurden zumindest die europäischen Künstler, die absagten, nicht bedrängt.

Die Welt ist kompliziert und einfache Parolen, Aufrufe und Boykotte sind mehr als gefährlich. Wer ihnen einfach folgt, hat manchmal versäumt, zweimal nachzudenken.

Unser Festival war insgesamt ein sehr großer Erfolg. Der Boykott hat es nicht geschafft, uns zu schwächen, aber ein bisschen Aufmerksamkeit hat er natürlich schon bekommen.

Dennoch zeigen wir mit der feministischen, avantgardistischen und politischen Herangehensweise in der Arbeit des *Musicboards* selbst als auch bei unserem Festival, dass solche Programmsetzungen, das Hinterfragen vom *Status quo* in der Popkultur, machbar sind, dass Auftragsarbeiten große künstlerische Entfaltung und Wertigkeit aufzeigen.

Anders wird sich die Popkultur als Motor und Verweigerer dem *Mainstream* gegenüber nicht durchsetzen: Letztlich setzt sie Zeichen, toleriert und lebt Offenheit und Toleranz vor! Und was daran weniger wertvoll sein soll als in der Hochkultur, das vermag ich nicht zu erkennen.

Literatur

Eribon, Didier (2017): *Gesellschaft als Urteil*, Klassen, Identitäten, Wege. Frankfurt am Main: Suhrkamp